

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene  
Petitzelle 1 Ngr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 10.

Donnerstag, am 11. September.

1851.

### Der neue Ikarus.

Eine Novelle.

#### Russische Sitten unter Peter den Großen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Jede Abtheilung, die vorbeimarschirte, häufte Sorge und Angst in dem Herzen des ehrlichen Alten. Dieselben Empfindungen bewegten noch heftiger ein anderes Herz. Anuta, welche sich zwar alle Mühe gab, ihre wachsende Aufregung zu verbergen, drohte fast zusammenzusinken. Endlich desilirte die letzte Abtheilung — Emilian war nicht darunter.

„Mein Sohn ist todt!“ rief von Schmerz ergriffen der Greis, richtete die Augen gen Himmel, machte das Zeichen des Kreuzes und fing bitterlich zu weinen an.

„Was fehlt Dir, mein Kind, warum bist Du so blaß? Was hast Du?“ fragte der Panamar Sawa seine Tochter, die seinen Arm ergriff und sich wankend an ihn lehnte.

„Der arme Iwanic thut mir leid,“ antwortete Anuta mit zitternder Stimme und brach in Thränen aus.

Der Panamar wollte den Alten trösten, aber unter einem Strom von Thränen versetzte dieser: „mein Herz hat es mir vorhergesagt, daß sein Gebein in fremder Erde liegen werde. Ach, mir bleibt nicht einmal der Trost auf seinem Grabe weinen zu können.“

Da wurde auf einer Tulega der verrätherische Janson vorbeigeführt, der von den Feinden den Russen ausgeliefert worden war. Er trug türkische Kleidung und saß unter einem Galgen, der die Inschrift trug: „dieser Elende hat viermal Gott und sein Vaterland verrathen.“

Drei Regimente Strelizen folgten, und der General Gordon, dem bei dem Triumphbogen dieselben Ehren wie dem Kommandanten beigegeben wurden, schloß mit dem Butirsker-Regimente den Zug.

„Großer Gott, dein Wille geschehe!“ rief plötzlich der Panamar, und zeigte dem Archipp einen Korporal des Regiments. „Ist er das nicht? Sieh doch nur hin, Archipp Iwanic.“

Anuta konnte ihre Freude nicht verbergen: „er ist's, er ist's gewiß!“ rief sie aus.

Als der alte Archipp seinen Sohn sah, stürzte er auf ihn zu; aber er fühlte sich durch die Reihe der Strelizen, die die Straße einzäunte und ihn von

der n Butirsker Regimente trennte, in seinem Laufe  
s,ehemmt.

„Laßt mich hindurch! ihr lieben Freunde,“ sprach  
der Alte, „um des Himmels Willen, laßt mich hin-  
durch! ich will ihn ja nur umarmen. Seht mich doch  
an, meine Kinder, ich bin der alte Archipp Swanic  
und das ist ja mein Sohn.“ —

„Unmöglich, Alter,“ sagte ein Strelize, „Du  
mußt Deinem Sohne später guten Tag sagen, wir  
haben Befehl, hier Niemanden durchzulassen.“

Emilian vernahm die Stimme seines Vaters  
und wandte sich plötzlich nach ihm um; aber einge-  
denk seiner Soldatenpflicht und um nicht aus dem  
Schritt zu kommen, blickte er sogleich wieder vor  
sich hin.

Seine Freude verleitete ihn nicht zu der ge-  
ringsten disciplinwidrigen Bewegung, die der Sym-  
metrie des Triumphmarsches hätte nachtheilig werden  
können. Nur seinen Augen konnte er nicht gebie-  
ten, denn Thränen der Rührung fielen auf seine  
rothe Uniform herab.

Mittlerweile hatte der Schiffsbauer Philemon  
mit dem Panamar ein Gespräch angefangen.

„Höre, Sawa Patapie,“ sprach er, „Du kennst  
das Sprüchwort: bevor Du Dein Wort gegeben,  
überlege: wenn Du es gegeben, so handle.“

„Ich kenne es freilich,“ erwiderte der Panamar.

„Dann denke ich,“ fuhr jener fort, „wirßt Du  
auch nicht vergessen, daß Du mir Deine Tochter  
versprochen hast; oder läugnest Du das?“

„Ich läugne Nichts,“ erwiderte mit festem  
Tone der Panamar, wenn Dein Schiff untertaucht  
und wieder auf's Wasser kommt, so ist meine Anuta  
Dein; so habe ich gesagt.“

„Schön,“ sprach Philemon. „Aber jetzt ist  
Emilian Archippic wieder da und Korporal oben-  
drein; wenn Du nun durch seine Verwendung  
Diakonus der Schlosskirche wirßt, was thust Du  
dann?“

„Dann gebe ich ihm meine Tochter.“

„Aber wenn nun mein Schiff untertaucht  
und wieder auf's Wasser kommt, dann gibst Du  
sie mir?“

„Ja freilich.“

„Nun so sag' mir doch, Sawa Patapie, kann  
man zweien Männern dieselbe Frau zu gleicher  
Zeit geben?“

„Nein, mein Trauter, aber da Dein Schiff  
auch nicht wieder heraufkommt, weil das unmöglich  
ist, so dürftest du auch wohl schwerlich ein solcher Fall  
hier ereignen.“

„Du sollst sehen, ob mein Schiff herauftaucht  
oder nicht.“

„Papperlappap!“

„Nein, nein, da ist Nichts Papperlappap.  
Nimm Dich in Acht, Sawa Patapie; wenn es  
taucht, so supplizire ich bei dem Caar wider Dich.“

„Ach, allmächtiger Gott, dein Wille geschehe!“  
rief der Panamar, über die Sicherheit erschrocken,  
mit welcher der Zimmermann redete, „was habe ich  
gethan!“

„Ei,“ sprach Philemon weiter, „was gibst  
Du auch zweien Bewerbern Dein Wort zugleich;  
ist das ehrlich? Morgen zeige ich dem Caar mein  
kleines Schiff, Du bist Deines Wortes nicht ledig.  
Bitte Gott, daß Emilian Archippic dieser Heirath  
entsagen möge, sonst sitzt Du zwischen zwei Feuern.  
Unser Vater, der Caar, liebt Aufrichtigkeit und Ge-  
rechtigkeit; er wird schwerlich mit Dir spaßen. Mag  
er unsern Streit entscheiden.“

„Du willst mich doch nicht in's Verderben  
stürzen, guter Philemon?“ stammelte Sawa, „sprich,  
was wird es Dir nützen?“

„Einerlei! Ich bleibe bei dem, was ich gesagt  
habe. Lebe wohl, ich eile jetzt mein Schiff zu  
rüsten.“ Er wandte ihm trotzig den Rücken und ging.

Der arme Panamar war in Verzweiflung und  
eilte mit seiner Tochter in das Wirthshaus.

„Um meiner Sünden Willen schickt mir der  
Herr dies Unglück,“ murmelte er unterwegs zwischen  
den Zähnen. „Mein Gott, welche Last sind doch  
die Töchter! Haben sie keinen Liebhaber, so ist es  
schlimm, haben sie mehr als einen, so ist's noch  
schlimmer. Ich bin ein unglücklicher Mann!“

Am folgenden Tage fand ein Tedeum und  
feierliches Hochamt im Dome Statt. Nach dem-  
selben begab sich der Caar in Begleitung der Ge-  
nerale, Bojaren und der höchsten Staatsbeamten  
unter ein Zelt, welches man mitten auf dem rothen  
Platze errichtet hatte. Die Truppen, welche den  
Feldzug mitgemacht hatten, waren hier aufgestellt.  
Diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet hatten,  
traten Einer nach dem Andern vor den Kaiser, wel-  
cher ihnen eigenhändig entweder eine goldene Medaille,

einen silbernen Becher, einen mit Zobelfellen gefütterten Kasten, oder eine Anzahl Rubel überreichte.

Auch Emilian mußte hervortreten. Als er vor dem Kaiser stand, kniete er vor ihm nieder und bat ihn, statt der Belohnung, die seine Gnade ihm bestimmt habe, zu gewähren, daß der Panamar von Stoya-Nowo zum Subdiakon der Schloßkirche ernannt werde.

„Was bedeutet das? Steh auf!“ sprach der Kaiser und zog die Stirn in Falten. „Wie heißt dieser Mann?“ wandte er sich zu dem General Gardon, der das Butirsker Regiment befehligte.

„Das ist der Korporal Iwanow, Majestät,“ antwortete der Gefragte; „eben derselbe, der vom Regimente Seminowsky in das meinige trat, weil er die Mine in Brand setzte, welche die Mauern Njows in die Luft sprengte.“

„Aha, Du bist's,“ sprach der Kaiser sanfter, „aber welche sonderbare Bitte stellst Du mir, Iwanow, wie kommst Du darauf?“

Emilian, der des Caaren Wahrheitsliebe kannte, erzählte ihm offen den Grund seiner Bitte. Er verbarg ihm Nichts, und berichtete ihm selbst, wie sein verunglückter Versuch fliegen zu wollen ihn all seine Habe beraubt und Soldat zu werden gezwungen habe.

Der Caar lächelte mehrmals während der Erzählung des unglücklichen Luftschiffers, und frug, als derselbe geendet hatte: „wer hat denn Deine Habe verkaufen lassen? Solltest Du es gethan haben, Fürst?“ sprach er weiter, ohne Antwort abzuwarten, sich an den Fürst Trojekurow wendend, der gleichfalls den Caar begleitet hatte.

„Nicht ich, mein Kaiser, sondern Likacew that es, der dem Gerichte der Strelizen präsidirte, während ich einmal krank war,“ rechtfertigte sich der Fürst.

„Und wer hat diesem Manne aus dem Schatz Geld gegeben, sich Flügel zu machen?“ frug der Caar weiter.

„Derselbe Likacew,“ antwortete der Fürst, „und der Carewic Iwan Alexeyewic, geheiligten Andenkens, hat befohlen, dem Manne das Geld zu lassen.“

„Warum hat man's ihm denn genommen? Man rufe den Likacew.“

Fedor Ilie stand mit andern Beamten hinter den Bojaren, und als er des Caaren Befehl

vernahm, trat er schüchtern vor und neigte sich vor ihm bis zur Erde.

„Höre, Du gewaltiger Kopf,“ redete der Caar erzürnt ihn an, „wie konntest Du Dich unterstehen, auf Deine eigene Faust aus dem Schatz Geld verabsolgen und wider den Willen des Carewic wieder eintreiben zu lassen?“

„Gnade, Gnade!“ Majestät, rief Fedor Ilie und warf sich dem Kaiser zu Füßen.

„Wie viel betrug die Summe?“

„Ihm wurden achtzehn Rubel aus dem Schatz verabsolgt,“ gestand zitternd Fedor Ilie, „und fünf habe ich aus meiner eigenen Tasche zur Anschaffung des zweiten Flügelpaars vorgestreckt. Aus dem Verkauf wurden zwanzig Rubel gelöst, und in Ansehung seiner Armuth hab' ich ihm die drei fehlenden erlassen. Ich flehe um Gnade, Majestät!“

„Ich verzeihe Dir um der Festlichkeit Willen, die wir heute begehen, aber wage es nicht wieder, nach Willkür Geld aus dem Schatz zu vertheilen und eben so wieder einzufordern. „Das Geld, das vom Volke kommt, darf nur zum Wohl des Volks verwendet werden. Es steht mir frei, von dem meinigen auszutheilen für die Dienste, die man mir leistet, aber von dem Gelde meines Volkes muß ich einst vor Gott Rechenschaft ablegen.“) Vergiß das nicht,“ setzte er hinzu, „und steh auf. Zur Strafe bezahlst Du dem Iwanow vierzig Rubel.“

Als Fedor Ilie diesen Spruch des Caar vernahm, konnte er kaum vom Boden sich erheben. Das Andenken an die drei Rubel, die er mit blutendem Herzen geopfert hatte, verfolgte ihn seit der ganzen Zeit schon mit Gewissensbissen. Hätte ein Säbel über seiner Faust geschwebt, sie ihm abzuschlagen, er würde nicht mehr Angst ausgestanden haben, als ihm die Auszahlung der vierzig Rubel jetzt verursachte. Er ging zu Hause und handigte Emilian die vierzig Rubel aus, aber mit leichterem Herzen hätte er den Galgen bestiegen. Von dieser Zeit an durfte man in seiner Gegenwart nie von Störchen oder vom Fliegen reden. Die bloße Erwähnung davon versetzte ihn in die heftigste Bewegung, und zog ihm selbst Anfälle von Krämpfen zu.

\*) Dies sind Peters des Großen eigene Worte.

Raum hatte Fedor Ilic sich entfernt, als sich plötzlich der Schiffsbauer Philemon, der sich einen Weg durch die Menge gebahnt hatte, dem Kaiser zu Füßen warf und ausrief: „Ich flehe um eine Gnade, mein Kaiser!“

„Was willst Du? Ist dies der Ort zu bitten?“

„Mein Kaiser, ich habe ein Schiff gebaut, es taucht gleich einer Möve unters Wasser; ich schenke es Euch, aber erzeigt mir die Gnade und macht den Panamar von Stoja-Nowo zum Subdiakonus der Schloßkirche.“

„Was bedeutet das?“ rief der Kaiser erstaunt; „Zwei, die für denselben Panamar um dieselbe Gnade bitten! — Ich sehe, Du lachst, Freund Franz,“ wandte er sich zum Admiral Lefort, „und wahrlich, ich gestehe, das Ding ist sehr komisch. Zum Glück für die beiden Bittsteller bin ich heute bei guter Laune, sonst wollte ich sie lehren, dem Caar mit lächerlichen Suppliken lästig zu fallen. Wegen der Seltsamkeit der Sache wollen wir uns, mein lieber Lefort, einen Augenblick mit dieser Angelegenheit beschäftigen und sie zu Ende bringen. Wer mag aber dieser merkwürdige Sakristan sein?“

Philemon glaubte, der Caar habe ihn gefragt und antwortete rasch: „wie, mein Kaiser, solltet Ihr den Panamar Sawa nicht kennen? Kennt ihn doch der ganze Bezirk. Er ist jetzt gerade hier in Moskau mit seiner Tochter.“

Peter lächelte abermals, und der Admiral Lefort brach in ein lautes Lachen aus.

„Warum nimmst Du so großen Antheil an ihm?“ sprach der Kaiser, und Philemon erwiderte: „er hat seine Tochter jenem Soldaten, Emilian Archippic, oder mir versprochen. Derjenige sollte sein Schwiegersohn sein, welcher ein Wunderding erfände, das dem Caaren am meisten Freude machte. Ich aber habe ein wunderbares Schiff erfunden, er dagegen hat wie ein Storch fliegen wollen, was ihm jedoch bekanntlich nicht gelungen, und er ist Soldat geworden. Wir haben aber beide dem Sawa versprochen, Eure Majestät um die Gnade zu bitten, den Panamar zum Subdiakonus Eurer Schloßkirche zu machen.“

„Und wem von Euch ist denn die Tochter am meisten zugethan? rede aber die Wahrheit,“ sprach der Caar, mit dem Finger drohend.

„Es scheint fast, als stehe Emilian Archippic

ihr mehr an; allein er hat nicht fliegen können zu Eurer Freude.“

„Er hat mir große Freude gemacht,“ sprach der Kaiser, „als er die Mauern Azows in die Luft fliegen lehrte. Franz,“ setzte er hinzu, „suche nach der Vertheilung der Belohnungen den Panamar Sawa und seine Tochter auf; sieh zu, welcher von den beiden Liebhabern der begünstigte ist: den soll sie heirathen. Sage auch dem Panamar Sawa in meinem Namen, daß er künftig klüger sein soll, und daß ein ehrlicher Mann für seine Tochter und nicht für seinen eigenen Vortheil den Schwiegersohn wählt. Er soll Panamar in Stoja-Nowo bleiben. Was diesen Schiffszimmermann anbelangt, so überlaß ich ihn Dir. Stelle ihn in irgend einer Werfte mit einem guten Gehalte an; untersuche sein Schiff, das allem Anscheine nach eben so tief taucht, als jener hoch geflogen ist. — Tritt näher, Iwanow, nimm diese Medaille, ich werde Dich in Zukunft nicht vergessen. Fliegst Du auch nicht, so flogen doch Azows Mauern durch Dich. — Peter Iwanowic,“ wandte sich darauf der Caar zum General Gordon, „Dir empfehle ich diesen tapfern Korporal; ich bin überzeugt, daß er immer wacker im Dienst sein wird. Er hat nur wenig Zeit gebraucht, sich vom Bauer zum Korporal zu erheben. Er erinnert mich an den Ikarus der Griechen; aber der Eine fiel, weil er zu hoch gestiegen war, und dieser da stieg, weil er sich nicht erheben konnte.“

## Schuld gegen Schuld.

Novelle.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Vermählungstag der jungen Leute war nahe; da mußte ich eines Morgens vor meinem Herrn erscheinen. Er empfing mich mit einer noch nie an ihm wahrgenommenen Leutseligkeit. Höre, Stiepanoff, sagte er: ich habe den guten Fedor in meiner unseligen Heftigkeit beleidigt, und wenn ich bedenke, wie seine Familie schon so lange meinem

Hause befreundet ist, so thut mir das weh. Ich wünsche mich mit ihm zu versöhnen. Nun will es sich aber doch für meinen Stand nicht schicken, daß ich in Person zu ihm hingehe und ihn um Verzeihung bitte. Ich habe daher auf einen andern Ausweg gesonnen. In dieser Kiste befinden sich allerhand, zum Theil recht werthvolle Sachen, die ich Fedor und Machinka zum Hochzeitgeschenk bestimme. Fahre Du hinüber zu Fedor, laß ihn errathen, daß meine damalige Heftigkeit mir leid ist, daß ich mich mit ihm zu versöhnen wünsche, und ihm eine Menge hübscher Sachen zum Geschenke machen will. Bringe ihn mit hierher; er soll über das Vorgegangene schweigen, seine Geschenke in Empfang nehmen und versöhnt von mir gehen. — Gewohnt, die Befehle meines Herrn pünktlich zu vollziehen, zumal wenn sie, zu meiner Verwundrung, ein Mal etwas Gutes bezweckten, spannte ich rasch an, fuhr zu Fedor hin, und fand ihn glücklich zu Hause. Ich erzählte ihm Alles, wie ich es wußte, und da er mich hinlänglich kannte, um in meinen Worten kein Falsch zu suchen, war er gern zu der, auf so delicate Weise ihm angetragenen, Versöhnung bereit, und fuhr mit mir ab. Freudig eilte ich nach meines Herrn Zimmer, um ihm Fedors Ankunft und versöhnliche Gesinnungen zu melden, erschrock aber ein wenig, als ich den Schmied des Dorfes und den Kutscher Alexiwitsch — Beide sehr verdächtige Subjecte, die, wie ich wußte, meinem Herrn in jedem geheimen oder offenen Frevel bereitwillig die Hand boten — im Vorzimmer fand. Ich trat jetzt in das Zimmer meines Herrn, und entsetzte mich über die Veränderung, welche mittlerweile in seinen Zügen und seinem Wesen vorgegangen war. Er sah bleich, verzerrt aus, und seine Augen glühten unter den gesenkten Braunen unheimlich hervor. Ist Fedor da? fragte er mit dumpfer Stimme. Ich bejahte es bebend. — So führe ihn ins Haus und dann packe dich fort! sagte er barsch. Du mußt mir auf der Stelle einen Aufsatz über die Arbeiten anfertigen, die in diesem Monate noch zu unternehmen sind. — Ich merkte wohl, daß dies ein bloßer Vorwand war, mich zu entfernen.

Am Eingange des Corridors wurde Fedor von dem Schmied in Empfang genommen. Nur hier durch, sagte derselbe, indem er eine Thür öffnete.

Fedor trat ein; ich wollte folgen, doch der Schmied vertrat mir den Weg, und sagte rauh: hat Dir Dein Herr nicht so eben einen Auftrag ertheilt? Geh, wohin Du gehörst.

Um in dem Falle, daß man mich beobachte, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken, ging ich auf mein Zimmer, wo ich aber nicht lange blieb, sondern bald leise die Thüre öffnete, und auf den Gang schlich. Im Hause herrschte die größte Stille. Schon bei meiner Ankunft hatte ich bemerkt, daß alle Dienstleute außer dem Hause, im entlegensten Theile des Gartens beschäftigt waren. Auf den Zehen schlich ich mich an die Thüre des Cabinets meines Herrn, und da es in demselben ganz still war, so vermuthete ich, daß man Fedor in den untern Saal, an dem äußersten Ende des Hauses geführt habe, welcher zu den Zusammenkünften meines Herrn mit seinen Getreuen diente. Irrte ich nicht, so konnte just dieser Saal mir Gelegenheit geben, Alles genau zu sehen, was dort vorgehen würde. Bei Lebzeiten meiner guten Herrschaft war in demselben Komödie gespielt worden, und der alte Herr hatte — wenn seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, unter den Zuschauern Platz zu nehmen — der Vorstellung im Schlafrock in einer Loge beige-wohnt, die dem Theater gegenüber angebracht war. Ich erreichte die Thüre, ohne gesehen zu werden, und fand sie nicht verschlossen, denn die Bösewichter denken nie an alles. Ein Vorhang vor den zerbrochenen Fensterscheiben erlaubte mir, ungesehen Alles genau hören und beobachten zu können. Im Saale war noch Niemand. Es stand darin ein mit einem alten Teppich bedeckter Tisch, auf welchem, wegen Dunkelheit des Saales, der nur von einem, durch große Bäume beschatteten Fenster erhellt wurde, zwei Kerzen brannten, ferner ein Lehnstuhl vor dem Tische, und in einiger Entfernung von demselben ein gewöhnlicher Stuhl. Ein Schreibzeug auf dem Tische, und einige auf demselben zerstreut umherliegende Papiere, gaben dem Saale ganz das düstere Ansehen eines heimlichen Gerichts.

Nach einigen Minuten trat Woronitcheff herein, ihm folgte Fedor. Den Schmied und den Kutscher Alexiwitsch hieß er in einem Nebenzimmer bleiben. Nachdem er die Thüre verschlossen, ließ er Fedor Platz nehmen, der zwar Staunen über die seltsame

Form der Verhandlung, keineswegs aber Zaghaftigkeit ausdrückte. Der Zweck dieser Scene war kein anderer, als Fedor zur eigenhändigen Niederschreibung eines Billets zu zwingen, welches mein Herr ihm in die Feder dictiren wollte, und in welchem Fedor seiner Machinka einen förmlichen Absagebrief schreiben, ihr aus wichtigen Gründen Liebe und Treue aufkündigen, die beabsichtigte Vermählung widerrufen, kurz überhaupt sich geberden sollte, als habe er mit Machinka einen Scherz getrieben, der keineswegs zu dem Ernste einer Heirath erwachsen dürfe. Sie können sich denken, daß Fedor diese nichtswürdige Zumuthung mit Verachtung ablehnte, und einige Worte fallen ließ, welche bereits die vorher erkünstelte Ruhe Woronitcheffs aus dem Gleichgewichte brachten. Schreib, oder zittre für den Ausgang! schnaubte er Fedor an.

Dieser sprang von seinem Stuhle auf. Herr Woronitcheff, welche Sprache unterstehen Sie sich? Ließen Sie mich zu diesen Zwecke zu sich locken, so war die Absicht eben so elend, als einfältig; denn ich schwöre Ihnen, daß Sie mich nicht ein Haar breit von meiner Weigerung abbringen!

Bei diesem vielleicht unerwarteten Widerstande seines Opfers verzerrte sich Woronitcheffs Gesicht furchtbar, und ich zitterte schon, daß er mit dem Federmesser, welches er in der Hand hielt, nach Fedor stoßen werde. Wenigstens stieß er die Klinge desselben mit solcher Gewalt in den Arm des Stuhls, daß er sie nicht wieder heraus zu ziehen vermochte. Elender! schrie er jetzt mit einer Stimme, von welcher das Gewölbe des Saales wiederhallte: Du rennst in Dein Verderben, wenn Du so mit mir sprichst. Du mußt Machinka entsagen, denn ich habe sie für mich bestimmt, hörst Du das? für mich! Schreibe, oder Du kommst nicht lebend aus diesem Saale!

Eurer kindischen Drohungen kann ich nur lachen! rief Fedor beinahe eben so heftig, und mit vor Zorn glühenden Wangen. Ich glaube gern, daß es Euch nicht am guten Willen zum Mörder fehlt, aber Ihr seid zu elend und zu feig — —

Er konnte nicht vollenden, denn Woronitcheff hatte bereits, wahnsinnig vor Wuth, den auf dem Tische liegenden, schweren marmornen Papierhalter nach ihm geschleudert. Der verruchte Wurf traf nur zu gut. Mit zerschmetterter Stirne, welche

ein Blutstrom bedeckte, sank Fedor zu Boden. Ich hörte ihn tief aufseufzen, dann war plötzlich alles ruhig; nur das Gepolter des fallenden Körpers rauschte schaurig in dem gewölbten Saale nach. Einen Augenblick stand selbst Woronitcheff erstarrt, warf einen erschrockenen Seitenblick auf sein Opfer, und rief dann den Schmied und den Kutscher herein, denen er leise einige Worte zuflüsterte. Sie hoben den Bewußtlosen vom Boden auf, und trugen ihn durch eine kleine Thüre auf einen von Bäumen beschatteten Hofplatz. Mein Herr setzte sich wieder vor den Tisch, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend. In dieser Stellung blieb er, bis der Schmied wieder herein trat, und mit dumpfer Stimme sagte: er ist todt! —

So ist denn alles vorbei, versetzte mein Herr; das wollte ich nicht. Doch geschehen ist geschehen!

Und nachdem er dies gesagt, wich der Ausdruck des Entsetzens von seinem Gesichte, auf welchem vielmehr jetzt das Grausen erregende Vergnügen der befriedigten Rache strahlte. Er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Der Kutscher reinigte unterdessen den mit Blut bedeckten Fußboden. Dann wurden die Kerzen gelöscht, Alle verließen den Saal, und auch ich erreichte unbenutzt mein Zimmer.

Es nimmt Sie vielleicht Wunder, Herr Paratikin, daß ich bei einem so barbarischen Vorgange ein ruhiger Zuschauer blieb. Doch der blutige Ausgang kam so überraschend, daß ihn der Mörder selbst nicht vermuthet hatte; der Marmor entfuhr seiner Hand, wie der Blik.

Am andern Morgen erzählte der Schmied den versammelten Leuten mit großer Salbung eine recht klägliche Geschichte. Stellt Euch vor, lieben Leute, sagte er, gestern war der gute Fedor noch frisch und gesund, heut ist er todt, maustodt. Der verdammte Trunkenbold Alexiewitsch, daß ihn die Hölle verschlinge! Der wackere Fedor stattete gestern unserm gütigen Herrn einen Besuch ab, der darüber eine närrische Freude hatte, und ihm eine Menge allerliebster Sachen zu seiner nahen Vermählung schenkte. Höcherfreut bestieg hierauf der gute Bursche den Wagen, auf welchem Alexiewitsch ihn wieder nach Hause führen sollte. Drei Mal verwünschter Alexiewitsch! Wer hätte es auch dem Kerl angesehen, daß er durch und durch betrunken

war. Als er die Pferde anschnirte, stand er so fest auf den Füßen, wie Unserer, sprang auch mit dem trefflichsten Gleichgewichte auf seinen Sitz hinauf. Aber draußen in der freien Luft mag sich sein unglückseliger Wodka-Mausch erst recht entwickelt haben. In der vertrauten Schlucht, die Ihr ja alle kennt, die voller Felsen liegt, spitzer als Nadeln, wirft der Schurke mit dem Fuhrwerke um. Fedor stürzt unglücklicher Weise gerade auf die Schläfe, zerschmettert sich den Kopf, und bleibt wahrscheinlich augenblicklich todt. Und Alexiewitsch, der Trunkenbold, der an dem ganzen Unglücke Schuld, steht unbeschädigt auf, hat sich nur das Handgelenke ein wenig verrenkt, während der arme Fedor entseelt liegen bleibt. Ja, die Trunkenbolde haben einen eigenen Schutzgeist. Hätte er sich ein wenig weiter rechts gehalten, so hatte er den besten Weg. Die Droschke ist in Stücken, und das eine Pferd so gut als todt. Für alles Geld der Erde möchte ich nicht in der Haut des Kutschers stecken; denn unser Herr weiß noch kein Wort von dem ganzen Unglücke, und wenn er es erfährt, so massakriert er ihn!

Mit diesem wohl erdachten Märchen, das man geflissentlich verbreitete, ließ sich wirklich die Mehrzahl der Leute, ja, wie man sagt, selbst die Braut des Unglücklichen, und deren Mutter täuschen. Aber schwerer hielt dies bei der Mutter Fedors, die, trotz der heuchlerischen Thränen meines Herrn, ihn ins Gesicht den Mörder ihres Sohnes nannte, und öffentlich behauptete, ihr Fedor sei bereits todt gewesen, als er des Bösewichts Woronitcheff Haus verlassen habe. Nur fehlte es ihr an Belegen, und an näherer Kenntniß der Umstände. Die unglückliche Mutter! Ich hätte ihr wol Licht geben können; denn nach kurzer Zeit wurde mir durch Zufall auch das bekannt, wovon ich nicht mehr Augenzeuge war, und was ich anfangs nicht wußte. Der Schmied war nämlich in ein junges Mädchen verliebt, das unter meinem Schutze steht, und ihr erzählte er eines Tages theils in der Trunkenheit, theils aus Verdruß, über den, nach seiner Ansicht, zu geringen Lohn, den er von Woronitcheff für seine verbrecherische Mitwirkung erhalten, die näheren Umstände über Fedors Tod. Dieser war, als man ihn aus dem Saale trug, gefährlich verwundet, aber nicht todt, und vielleicht hätte er sogar noch gerettet werden können. Da

mein Herr aber seine Aussage fürchtete, so ließ er, von Angst und Haß gleich sehr getrieben, das Verbrechen vollenden, und so wurde er aus einem Mörder in der Leidenschaft, ein vorsätzlicher Mörder. — Zu seinem Glücke erhoben sich diese hingeworfenen, wahrhaften Mittheilungen nicht über die Form bloßer Gerüchte. Fedors Mutter versuchte zwar einen Criminalprozeß gegen Woronitcheff einzuleiten, doch durfte sie mit Recht annehmen, daß derselbe nur dann von Erfolg sein würde, wenn sie ihn unmittelbar vor dem Throne der Kaiserin anbringen könnte, und zu einer Reise nach St. Petersburg gebracht es ihr an den nöthigen Geldmitteln. Traurig begab sie sich also einstweilen dieses Rechtes gegen den Mörder ihres Glücks; doch ihr Haß gegen ihn bricht bei jeder Gelegenheit ungeschwächt, unaufhaltsam hervor. — Jetzt, Herr Paratikin, kennen Sie den, der Sie des Mordes beschuldigen will, so gut, als ich. Sie sind der einzige Mann in der Welt, dem ich dieses Geheimniß anvertrauen konnte, welches mich beinahe erstickte. Jetzt werde ich mich leichter fühlen, da ich es in dem Busen eines im ganzen Umkreise so hochverehrten Mannes niederlegen konnte.

Paratikin hatte dieser langen Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und als Stiepanoff zu sprechen aufhörte, schwieg er einige Zeit, während aus der Lebhaftigkeit seiner veränderten Mienen hervorging, daß ein wichtiger Gedanke in ihm aufgetaucht war. Dann fragte er: Glaubst Du, daß Woronitcheff schnell nach St. Petersburg reist?

Stiepanoff versicherte ihn, aus Gründen, die wir bereits kennen, des Gegentheiles, und legte ihm zugleich ein Verzeichniß der Städte und Landhäuser vor, in denen sein Herr verweilen würde, hinzuzügend, daß die ganze Straße mit guten Freunden Woronitcheffs besät sei, die ihn unfehlbar mit Jagd und Spiel hinhalten würden.

Glaubst Du wohl, daß Fedors Mutter, wenn man ihr die nöthigen Kosten und Empfehlungen zu einer Reise nach St. Petersburg gäbe, noch jetzt die Anklage gegen Deinen Herrn aufnehmen würde?

Sie würde keinen Augenblick säumen, und den segnen, der ihr die Gelegenheit verschaffen wollte, den Schatten ihres Sohnes durch die Bestrafung seines Mörders zu versöhnen, sagte Stiepanoff.

Nachdem Paratikin sich von Stiepanoff noch genau die Wohnung von Fedors Mutter bezeichnen lassen, und von ihm erfahren hatte, daß der Kutscher Alexiewitsch und der Schmied, die beiden Helfershelfer Woronitcheffs bei jenem Verbrechen, sich noch immer im Dorfe, und im Dienste ihres Gebieters befänden, gab er dem Intendanten die Versicherung, daß er nicht nur bei den nun zu unternehmenden Maßregeln seiner Sicherheit gewissenhaft gedenken, sondern auch die erste Gelegenheit ergreifen werde, ihn von seinem grausamen Gebieter zu befreien. Dann nahm er von ihm Abschied, und beide trennten sich, um keinen Verdacht zu erregen, nach verschiedenen Seiten.

## 7.

Der Abend des folgenden Tages fand Paratikin vor seinem Schreibpulte. Er hatte in kurzer Zeit alles Nöthige veranstaltet, was ihm am Herzen liegen mußte, hatte bereits mit Fedors Mutter in Person Rücksprache genommen, ihre Dankesthränen gesehen, daß er ihr zu ihrem Rechte verhelfen wolle, sie mit Geld und Empfehlungsbriefen an einflußreiche Freunde in St. Petersburg ausgestattet, welche die Matrone im rechten Augenblicke der Kaiserin zuführen sollten, und die unglückliche Mutter befand sich, in Begleitung eines von Paratikin ihr zugesellten verlässlichen Mannes, in diesem Augenblicke schon auf dem Wege nach Rußlands Hauptstadt.

Diese bedeutungsvollen Schritte waren gethan; doch der wichtigste verhängnißvollste blieb Paratikin noch zu thun übrig, und diesen begann er jetzt, nicht ohne innern Kampf und Furcht, aber auch voll Ergebung und Klarheit. Den Brief, den er eben schrieb, war an die damalige Beherrscherin des ungeheuren Reiches, an die Kaiserin Katharina II. gerichtet, und lautete folgendermaßen:

Erhabene Mutter der russischen Nation!

Der Strafbarste aller Ihrer Unterthanen wirft sich zu den Füßen Eurer Majestät nieder, um Ihnen sein Verbrechen zu enthüllen. Der russische Edle \*\*\*, aus einer alten Bojarenfamilie entsprossen, mein Gebieter und Herr, fiel vor beinahe dreißig Jahren in einem Gehölze Italiens unter den Streichen eines von wir gedungenen Banditen. Er wurde das Opfer der niedrigsten Leidenschaft, der Habsucht, welcher sich noch die der Rache für harte, vielleicht

unmenschliche Behandlung beigefellte. Ich führe Eurer Majestät nicht die näheren Umstände dieses Mordes vor Augen, die Hand sträubt sich, dieses schaudervolle Gemälde zu entwerfen. Gewissensbisse, nicht aber das Glück bestrafte mich; ich erwarb, wenn auch später auf redlichem Wege, ein großes Vermögen, dessen blutiger Ursprung schwer auf meiner Seele lastete. Ich wage Eurer Majestät eine Abschrift des Testaments zu Füßen zu legen, das ich unmittelbar nach meiner Rückkehr in mein Vaterland, in dem Hauptorte des Distrikts, welchen ich bewohne, gerichtlich niederlegte. Die Verfügung, welche ich darin schon vor längerer Zeit über mein Vermögen traf, zeugt dafür, daß ich nicht das Greisenalter zu meiner Reue erwartete. Der Betrag der Summe, um derentwillen ich das Verbrechen verübte, gehört von Rechtswegen den Erben meines unglücklichen Gebieters, wenn deren vorhanden sind; eingezogene Nachrichten lassen mich aber befürchten, daß diese Familie erloschen sei. Den Gewinn meines thätigen und arbeitsamen Lebens vermache ich den Hospitälern von Kaluga. Diese letzten Wünsche eines Greises erhalten aber nur dann ihre Erfüllung, wenn Eure Majestät dieselben zu genehmigen geruhen. Von dem Augenblicke an, wo ich mich anklage, gehört mir Nichts mehr; mein Bekenntniß macht Sie zum Richter über mein Vermögen, und über mein Leben. Bisher habe ich mich der Strenge der Gesetze entzogen, und bin der Schande entgangen; meine mit einem Verbrechen belastete Seele konnte aber den Gewissensbissen nicht entfliehen, und mit ihnen bin ich alt geworden: obgleich der Himmel meine tiefe, lange Reue gnädig hinzunehmen scheint, indem er mich würdigte, durch gute Thaten schon jetzt einen Theil meiner schweren Schuld abzukaufen, Segen und Wohlthun unter meiner blutbefleckten Hand gedeihen, mich die Thränen meiner Mitbrüder trocknen, den Zustand meiner Untergebenen verbessern ließ. Dennoch klagt mich mein Gewissen unaufhörlich an, martert mich Tag und Nacht, und scheint erst jetzt in seinen Mahnungen nachzulassen, da ich Schritte gethan, den menschlichen Gerichten meine Schuld abzutragen. Ich darf dieses Bekenntniß beinahe ein völlig freiwilliges nennen; denn das Schweigen eines selbst von Schuld belasteten Mannes, der durch Zufall Licht über seine Herkunft erhielt, und der aus Habsucht



mich anzugeben droht, wäre leicht in diesem Augenblicke noch von mir zu erkaufen, und eben so leicht würde ich durch Papiere und Urkunden, die mir freiwillig und auf rechtllichem Wege überliefert wurden, meine wahre Herkunft verschleiern können. Doch ich erkenne in jener Drohung eines, wenigstens durch Hartnäckigkeit unter mir stehenden Verbrechers, die Aufforderung des Himmels, auch der irdischen Gerechtigkeit ihre Ansprüche gegen mich nicht zu verkürzen. Ich werde, erhabene Herrscherin, die von Ihrem Throne ausgehenden Befehle mit gleicher Verehrung und Unterwerfung empfangen, wie sie auch lauten mögen. Sollte Ihre große Seele, nach diesem freiwilligen Geständnisse, und um einiger guten Thaten willen, die des Himmels Gnade mir auszuüben gestattete, mich der Verzeihung nicht unwerth halten, so werden die mir noch übrigen Tage meines Lebens den Segnungen unserer verehrten kaiserlichen Mutter gewidmet sein. Befehlen Sie meine Bestrafung, so werde ich dieselbe mit jenem Muthe ertragen, den ich von der Barmherzigkeit des Ewigen hoffe. Ich bin &c. &c.

#### Paratikin.

Nachdem er diesen verhängnißvollen Brief geendigt hatte, blickte er mit bedeutungsvollem Ausdrucke zum Himmel. Dann brach und siegelte er den Brief und übergab ihn dem schon harrenden Boten, welcher damit ungesäumt nach St. Petersburg eilte.

#### 8.

Woronitcheff setzte seine Reise mit bequemer Langsamkeit fort. In den ersten Tagen hatte er stündlich einer Botschaft von Paratikin entgegen gesehen. Als diese aber ausblieb, würden Ingrimm und Rachsucht ihn schneller fortgetrieben haben, hätten nicht unterwegs in den herrschaftlichen Landhäusern, wo er einsprach, ihn Zerstreungen aller Art aufgehalten. Hier gab es eine Jagdparthie, dort eine lustige Spielgesellschaft, und beiden konnte er, bei seiner Liebhaberei, sich nicht entziehen. Zudem wollte der Zufall, daß das sonst ihm so gehäßige Spielglück, während der ganzen Reise ihn außerordentlich begünstigte; er gewann bedeutende Summen, und tröstete sich dadurch einigermaßen über die ihm entgangenen hunderttausend Rubel. Auch war der Gedanke, Paratikin in heißer Seelenangst zu wissen,

und seinen Sturz mit Zuversicht herbeizuführen, für ein Gemüth, wie das Woronitcheffs, zu angenehm, als daß nicht selbst seine Habsucht dadurch eingeschläfert worden wäre.

Nach einer höchst lustigen, zerstreungsvollen Reise langte Woronitcheff endlich spät genug in St. Petersburg an. Seine Eitelkeit spiegelte ihm bereits vor, welche bedeutende Rolle er daselbst spielen, wie sich um ihn, dem Entdecker eines so lange in Nacht begrabenen Verbrechers, das Tagsgespräch der großen Czaarenstadt drehen werde. Seine Ungeduld war so groß, daß er sich fast gar keine Erholung gönnte, sondern sogleich bei dem Justizminister sich melden ließ. Zu seiner freudigsten Ueberraschung wurde er, sobald er seinen Namen genannt, auf der Stelle vorgelassen.

Man führte ihn in das Cabinet des Ministers, und er redete denselben mit der Zuversicht eines Mannes an, der überzeugt ist, daß er einen großen Dienst leistet. Er begann seine Erzählung mit Bombast und Nachdruck, doch kaum hatte er den Namen Paratikin genannt, und dessen Verbrechen zu erklären begonnen, als ihn der Justizminister unterbrach. Sie wollten uns von Paratikin erzählen, sagte derselbe; es thut mir leid, daß Sie zu spät kommen. Die Entdeckung dieses alten Frevels wurde uns bereits aus besserer Quelle, nämlich durch Paratikin selbst gemacht. Nach eingezogener Erkundigung bestätigen sich alle seine Angaben, auch die, daß er durch edle Werke, durch Wohlthun und Beglücken, seine schwere Schuld fortwährend zu tilgen strebte, und selbst den von ihm beleidigten Staat durch gemeinnütziges Wirken versöhnte. Die Weisheit unserer erhabenen Herrscherin und ihrer Rätthe, hat in Anbetracht dieser Umstände, wie auch der für Paratikin sprechenden Verjährung, dem reinigen Sünder verziehen. Paratikin ist begnadigt, und diese Nachricht bereits auf amtlichem Wege ihm zugekommen. Es steht also weder mir noch Ihnen zu, mehr über diese Sache zu sprechen, die durch allerhöchsten Richterspruch entschieden ist. — Allein Sie haben mir vielleicht noch ein anderes Verbrechen mitzutheilen, Herr Woronitcheff?

Dieser stand verwirrt, so plötzlich in seiner lange vorbereiteten Rede sich abgeschnitten, und den ganzen Zweck seines Kommens verfehlt zu sehen. Er verwünschte heimlich sein langsames Reisen, durch

welches Paratikin ihm zuvor gekommen war, und wäre gern schon wieder aus dem Cabinet, ja aus St. Petersburg hinaus gewesen, wo er eine so unerfleckliche Rolle unternommen. Der Minister schien immer noch auf weitere Mittheilung zu warten. Haben Sie mir sonst nichts zu entdecken? fragte er mit etwas gesteigertem Tone.

Excellenz, ich habe mich nur noch Ihnen zu empfehlen, stotterte Woronitcheff.

Besinnen Sie sich wohl, mein Herr! Haben Sie mir nicht noch Etwas mitzutheilen? fragte der Minister noch dringender, und heftete seinen Blick streng auf Woronitcheffs Gesicht.

In der That, Excellenz, meine Mittheilung ist zu Ende, erwiederte dieser ziemlich treuherzig; denn er ahnte durchaus nichts Schlimmeres.

So will denn ich es Ihnen sagen, Herr Woronitcheff! fuhr der Minister mit fürchterlicher Stimme fort. Sie sind der Mörder eines Jünglings, Fedor. Die Mutter des Unglücklichen hat vor dem Throne unserer Kaiserin ihre Anklage gegen Sie erhoben! Ihre Mitschuldigen, Alexiewitsch und der Schmied Dimitri sind verhaftet, und der That bereits geständig. Alle Umstände sind ermittelt; Sie sind überführt. Schon seit mehreren Wochen suchen die Diener der Gerechtigkeit Ihre Spur; Sie waren so gefällig, sich selbst, wenn auch unfreiwillig, in ihre Hände zu liefern. Unterbrechen Sie mich nicht; denn Ihr Schicksal ist nicht mehr zu ändern. Das Gesetz kann dem reuigen Missethäter verzeihen, der durch gute Thaten seine Schuld aufwog. Aber den verstockten Bösewicht, welchem keine Tugend, keine Reue, keine Edelthat das Wort spricht, wird die volle Strenge des Richterspruches treffen!

Er schellte, die Thür öffnete sich, ein Polizeiofficiant mit vier Mann Wache trat ins Zimmer. — Bringt diesen Verbrecher auf die Festung! sagte der Minister. Der Gouverneur wird ihn in Empfang nehmen. Beim Abtreten verwünschte der zerschmetterte Woronitcheff den Tag, an welchem er geschworen, Paratikin zu verderben. Die Wuth, ihn unverletzt aus dieser furchtbaren Anklage hervorgehen zu sehen, vermehrte noch seine Verzweiflung.

Die Untersuchung währte, wegen der bereits vorhandenen Zeugnishaften, nur kurze Zeit, und Woronitcheff, wie seine Mitschuldigen, büßten ihr Verbrechen Zeitlebens in den Bergwerken Sibiriens.

Des ersteren Güter gingen fast ganz auf in den zahllosen Forderungen der Gläubiger. Den Ueberrest seines Vermögens bestimmte die Kaiserin zu einer lebenslänglichen Pension für Fedors Mutter.

Paratikin — dessen erstes Geschäft es war, den um ihn so hochverdienten Stiepanoff freizukaufen, und großmüthig dessen Zukunft zu sichern — lebte nach seiner Begnadigung noch mehrere Jahre, die er, wie die früheren, der Frömmigkeit und dem unausgesetzten Wohlthun weihte.

In Rußland ist die Geschichte dieser zwei Verbrecher noch jetzt im lebhaften Andenken, und bildet den Stoff, um die langen Winterabende zu kürzen.

## Das große Alphabet.

**A**nfang. „Aller Anfang ist schwer,“ sagt ein altes Sprichwort. Dieses ist aber nicht wahr, denn der Anfang dieses Alphabetes hat wenig Mühe gekostet, während beim Ende gewiß größere Schwierigkeiten aufstoßen werden; denn für die Buchstaben X und Y sind schwerere Worte zu finden, welche in dieses Alphabet passen dürften. Es läßt sich daher behaupten, daß kein Anfang schwer sei, man muß nur den Anfang beim Anfange anzufangen wissen, man muß vom Bettlerstab nicht gleich auf Crösuschätze denken, man muß aus der Tiefe nicht gleich die Spitze des Chimborasso erspringen wollen, man muß bedächtig Stufe für Stufe hinansteigen, und nicht mit den Gedanken vorwärts fliegen, während man von der bleiernen Wirklichkeit zurück gezogen wird.

Böcke werden geschossen. Das Recht, Böcke zu schießen, haben nur die Männer, man sagt den Frauen nie: meine Gnädige, Sie haben einen Bock geschossen, sondern: „es ist Ihnen eine Schleife aufgegangen.“ Wenn z. B. eine alte, reiche Frau einen jungen Mann heirathet, so ist entweder ihr die Schleife aufgegangen, oder er hat einen Bock geschossen.

**Chamäleon.** Dieses Thier besitzt einer alten Sage nach, die schöne Eigenschaft, seine Farbe nach Belieben wechseln zu können. Es gleicht darin vollkommen jenen Frauen, welche nach Wunsch erötheten oder erblaffen, und die, wenn es ihnen gefällig ist, auch in Ohnmacht fallen können.

**Dichter.** Jedem Mädchen ist zu rathen, einem Dichter ihre Hand zu geben. Die Dichter sind die glücklichsten Menschen auf der Welt. Die Sonne scheint ihnen golden, der Mond silbern, ihre Frauen weinen Perlen, haben diamantene Augen, Zähne von Elfenbein, Busen von Marmor, Hände von Alabaster, und weiß der liebe Himmel, was noch alles. Trotz diesem goldenen und silbernen Scheine fehlt ihnen oft der wahre Schein, um sich die Wege ihres Lebens zu erleuchten.

**Ehe.** Die Ehe ist eine Oper, in welcher der Text von Hymen, und die Musik von Amor ist. Nur mit dem Unterschiede, daß in der Oper der Text meistens gesungen, und in der Ehe gelesen wird.

**Fieber und Liebe** sind zwei ähnliche Krankheiten, nur mit der Variation, daß bei jenem sich früher die Kälte, dann die Hitze, bei dieser aber früher die Hitze, und dann die Kälte sich einfindet. So wie beim Fieber, haben wir auch eine zwei-, drei- und viertägige Liebe, letztere ist schon etwas seltener geworden. Die siebenjährige Liebe hat sich bereits in das Reich der Sage verloren.

**Gold.** Das Gold war früher ein Hauptwort, jetzt aber ist es ein Haupt- und Bindewort.

**Holz und Stroh.** Die neue Zeit hat ein Holz- und Strohinstrument gebracht, ein gewisser Guskow hat diesem Instrumente gar zauberische Accorde zu entlocken gewußt. Jenes Holz- und Strohinstrument enthält die ganze Geschichte der Liebe. Das Stroh zeigt ein für das Feuer der Liebe leicht empfängliches Herz, es zeigt aber auch, daß diese Flamme schnell verlodert, daher ist das Holz das Bild der Treue, das jedem Sturme Trost bietet, und sich eher entwurzeln, als brechen läßt. Das Stroh ist ein Bild der Schwäche des menschlichen Herzens, und das Holz ist der feste Glaube, an dem sich dieses halten soll. Das Stroh ist schwach, das Holz ist stark, und

Wo das Weiche mit dem Zarten,  
Wo Starkes sich und Milde paarten,  
Da giebt es einen guten Klang.

**Pharus.** Sie kennen, holde Leserinnen, schon die Schicksale dieses Jünglings, welcher mit wächsernen Fittigen sich zur Sonne empor-schwingen wollte, und nachdem diese in ihrer Nähe zerschmolzen waren, in's Meer herab stürzte. Eben so geht es jeder falschen Schönheit, jeder falschen Tugend, jeder affectirten Herzensgüte, jedem erkünstelten Mitleiden, sie sinken von den glühenden Strahlen der Wahrheit verzehrt, in die Tiefe ihrer Nichtwürdigkeit herab.

**Krankheit.** Eine Krankheit, welche so wie ehemals die Blattern, jeder Mensch passiren muß, ist die Liebe! Haben Sie schon geliebt? ist jetzt eine eben so verfängliche Frage, als ehemals: haben Sie schon geblattet? — Es ist zu verwundern, daß in unserer speculativen Zeit noch Niemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Liebeeinimpfungsanstalt zu errichten.

**Langeweile.** Die Langeweile ist eine jener grassirenden Epidemien, deren Giftstoff man aller Orten einathmet. Im Schauspielhause, im Concerte, auf der Promenade, in Gesellschaften, Soireen u. s. w. es wird noch so weit kommen, daß die Langeweile modern wird, und wenn eine Dame von Jemanden sagen wird: das ist ein recht liebenswürdiger junger Mann, so wird das mit andern Worten nichts anders heißen, als: „der Mensch ist entsetzlich langweilig!“

**Monumente.** Unsere Zeit ist die Zeit der Monumente. Man hat sich hin und wieder über das, den braven Weibern von Weinsberg zu errichtende Monument aufgehoben, dies, verehrte Leserinnen, war das feinste Compliment, welches man Ihnen machen konnte. Jene Einwendung wollte so viel sagen, warum gerade diesen braven Frauen ein Monument setzen, haben wir ihrer nicht genug (???) — — —

**Name.** Sie werden gewiß schon, liebenswürdige Leserinnen, die bittere Erfahrung gemacht haben, daß in diesem Leben auf den Namen alles ankommt; ja es ist sogar oft nicht genug, einen Namen zu besitzen, sondern er muß auch einen guten Klang haben. Um allen diesen Uebeln ab-zuhelfen, wählt man sich mehrere Namen, und wem der eine nicht recht ist, der nimmt den andern.

**Opfer.** Jemanden ein Opfer bringen, ist jetzt nicht mehr modern, wiewohl sich viele damit brüsten,

jemanden ein Opfer gebracht zu haben. Eine junge Schöne, die einem bejahrten Millionär ihre Hand gereicht, weil sie kein anderer mehr mochte, sagt dennoch, sie hätte ihren armen Eltern ein Opfer gebracht; eine Dame, die freiwillig vom Theater zu Hause geblieben, weil gerade nicht ihr Lieblingsstück gegeben wurde, brüstet sich, sie hätte ihrem Ehegemahle ein Opfer gebracht, und so gibt es noch viele Opfer, die den Opfernden kein Opfer kosten.

**Puz** ist ein Hauptwort, und zwar jetzt ein sächliches Hauptwort, weil sich sowohl Männer und Frauen puzen, man weiß also nicht, welchem Geschlechte es angehört. Sich puzen ist ein Zeitwort thätiger Art, gepuzt werden ist leidend. Puzen ist ein regelmäßiges Zeitwort, weil es in der Regel zu jeder Zeit geschieht, und durch alle Personen und Zeiten geführt werden kann.

**Quittung.** Quittungen werden auf dieser Welt verschieden ausgestellt. Man stellt Quittungen an den Kopf, an das Herz, und an den Beutel aus. Die Quittungen an den Kopf sind meistens auf Strohpapier; die Quittungen an das Herz auf Rosa- und an den Beutel auf Conceptpapier ausgestellt, dies mag auch die Ursache sein, daß die Letztern dem Aussteller so oft das Concept verderben.

**Rolle.** Seine Rolle gut spielen, nicht aus der Rolle fallen, sind zwei Bosco-Kunststücke im Leben. Eine Rolle gut spielen, ist nicht so schwer, als nicht aus der Rolle zu fallen. Das Erstere verstehen die Frauen, das Letztere die Männer, zu dem Erstern gehört blos Verstellungskunst, zu dem Letztern aber auch Stärke. Wenn eine Frau ihre Rolle gut spielt, so fällt ihr Gemahl zwar nicht aus der Rolle, aber oft aus den Wolken.

**Shawl.** Diese sind die Blitzableiter der Ehestandsungewitter, die Feuerversicherung gegen das eheliche Bankfeuer, und die Schützungs-dämme gegen die Fluth der Gardienenpredigten.

**Toleranz.** Ist ein Wort, welches bei uns bereits das Bürgerrecht erhalten hat. Es heißt eigentlich zu deutsch nicht anders als „Geduld.“ Auf diese Art haben die Ehemänner oft eine große Toleranz mit ihren Frauen, die Recensenten mit ihren Dichtern u. s. w. Die größte Toleranz müssen unstreitig die Gläubiger eines Schuldenmachers besitzen.

**Uhren und Mädchen.** Ehedem sah man bei

den Uhren und Mädchen nur auf die Güte des innern Beckes, heut zu Tage sieht man nur auf die Façon; man kümmert sich nicht mehr darum, ob die Uhren gut oder schlecht gehen, und trägt sie nur zur Parade.

**Versprechen.** Versprechen geben, und Versprechen halten, sind zwei entgegengesetzte Dinge, wenn das eine positiv, ist das andere negativ. Der zu viel verspricht, hält gewöhnlich gar nichts. Daß so viele Herzensbündnisse zerrissen werden, liegt blos an dem Versprechen; wer kann es einer Dame verargen, wenn sie ihre Untreue an dem Ehegemahle mit den Worten rechtfertiget: „mein Gott, ich habe mich ja nur versprochen!“ —

**Wechsel.** Dem Wechsel ist alles auf dieser Erde unterworfen. Schönheit, Reichthum, Glanz und Ehre sind Kinder seiner Laune. Die Frauen selbst lieben auch den Wechsel, welcher überdies noch oft selbst von ihren Eheherren acceptirt und honoriert werden muß.

**Kantippe.** Sie vergeben wohl, liebenswürdige Leserinnen, daß diese Dame in Ihre Gesellschaft tritt. Wie sie wissen, soll sie böse gewesen sein, daß sie ihrem Ehegemahle das Leben außerordentlich verbitterte, sie soll eine Quintessenz von Bosheit gewesen sein, und sehen Sie, geehrte Damen, sie hat sich durch diese Untugend die Unsterblichkeit erworben, und wiewohl manche ihrer Nachkommen in ihre Fußtapfen getreten ist, hat doch noch keine jenen Ruhm erreicht, wenn gleich ihr viele in dieser Kunst schon ziemlich nahe gekommen sind.

**Y.** Es hat langes Nachdenken erfordert, welches Wort mit diesem Anfangsbuchstaben in dies Alphabet anwendbar wäre; dessen ungeachtet hat sich kein passendes finden wollen, daher mag er ausfallen. Er ist ja so ein Fremdling, welcher sich bei uns nur eingeschmuggelt hat, und der jetzt ohnedies höchst selten anzutreffen ist, weil man ihm überall die Thüre weist. Es wäre zu wünschen, daß man alles Fremde, Eingeschlichene auf diese Art verbannte, das Heimische nicht dem Fremden opferte, und nicht an Allem mit Vorurtheil hinge, was den Namen des Ausländischen trägt.

**Zeit.** Die Zeit, holde Leserinnen, ist das kostbarste Kleinod, dessen Besitz sich jeder Sterbliche erfreuet, und mit dem er nicht genug geizen kann. Ein Mathematiker würde die

Zeit mit einem periodischen Decimalbruche vergleichen, der sich immer wiederholt, aber oft in so langen Perioden, daß ein dreifaches Menschenalter sie kaum erleben würde. Lassen Sie sich, geehrte Damen, nicht irre führen, durch die vielen Volkssprüchlein, die da lauten: „Zeit bringt Rosen, mit der Zeit kommt Alles,“ u. s. w. Manche hat auf ein solches Sprüchlein sich stützend, die Zeit vorüberfliegen lassen, hat die Rosen veräußert, und sich zuletzt mit den Dornen begnügen müssen. „Kommt Zeit, kommt Rath.“ Dieses ist auch eine solche Schlinge, in welcher sich schon manche gefangen. Die Damen besonders sollen die Zeit, die, aufrichtig unter vier Augen gesprochen, ihnen nicht gar zu hold ist, ja nicht unbenutzt vorüber ziehen lassen. Darum holde Leserinnen, fassen Sie die Zeit, diesen buntfarbigen Schmetterling bei den Flügeln, aber nur mit den Fingerspitzen, daß Sie den kostbaren Goldstaub ja nicht abstreifen, und den Winden preis geben, welchen zu sammeln, eigentlich der Zweck des Lebens ist, und der kostbarer prangt, als das goldene Bließ zu Kolchis.

— Die Aeußerungen der Frauenzimmer auf die Heirathsvorschläge, die ihnen gemacht werden, ändern sich nach den Jahren. Zu Zwanzig fragen sie nach dem vorgeschlagenen Ehemann mit hingeworfener Gleichgültigkeit: „wer ist er?“ Zu Dreißig begleitet ein kurzer Blick die Frage: „was ist er?“ Zu Vierzig giebt sich ein ängstliches Schwanken in der Wahl kund, und die Frage ändert sich in: „welcher ist es?“ Aber in ultima Thule zu Fünfzig, da greift die Hartende blind zu und ruft ängstlich aus: „wo ist er?“

### Der Charakteristik der Jesuiten.

Der Pater la Chaise, ein Jesuit, war der Beichtvater Ludwigs XIV. Mit großer Schlaubeit benutzte er dieses Verhältniß, den König seinen Leidenschaften schmeichelnd, zu einem Werkzeug der geheimen Pläne der Gesellschaft Jesu zu machen, und

ihm einen tödtlichen Haß gegen alle diejenigen Katholiken einzulößen, die eine Opposition wider ihre Machinationen machten.

In dem spanischen Erbfolgekriege, der für den König ein nichts weniger als glückliches und ehrenvolles Ende nahm, ertheilte er dem Herzog von Orleans, nachdem er, durch die widersinnigen Befehle des Königs, in einigen Monaten Mailand, Pyrmont und Neapel verloren, nach seiner Rückkehr nach Paris, den Oberbefehl in Spanien.

Bei seiner Abreise zu dem Heere fragte der König den Herzog nach den Namen Derjenigen, welche er mitzunehmen beabsichtige. Dieser nannte sie, und unter andern auch Herrn von Frontpertuis.

„Wie!“ rief der König aus; „Sie nehmen Frontpertuis mit, den Sohn einer Frau, die in Herrn Arnault verliebt gewesen, und ihm öffentlich nachgelaufen ist? Einen Jansenisten! Ich will nicht, daß Sie solche Leute um sich haben.“

Die Mutter zu vertheidigen, Sire, fällt mir nicht ein, antwortete der Herzog; aber der Sohn ein Jansenist? — Er glaubt ja nicht einmal an einen Gott.

„Können Sie mir dafür mit Ihrem Ehrenwort bürgen?“ fragte der König.

„Ja, Sire! mein Ehrenwort als Cavalier!“

„Nun, wenn es so ist, so können Sie ihn mitnehmen.“

Dem Pater la Chaise waren Jansenisten gefährlicher als Atheisten, und daher war der König dahin gekommen, den Letzteren dem Erstern vorzuziehen.

Nach der Aussage des ersten Wundarztes Ludwigs XIV, Maréchal, hatte der König die Anhänglichkeit seines Beichtvaters, des Paters la Chaise gelobt und zugleich erwähnt, wie dieser wenige Jahre vor seinem Tode, den König um die Gnade gebeten, wenn er sterben sollte, nur einen Jesuiten zu seinem Beichtvater zu wählen, hinzufügend: ich kenne diese Gesellschaft sehr gut, sie ist weit verbreitet, und besteht aus sehr verschiedenen Arten von Leuten, für die man nicht Bürgschaft leisten kann, und deren Geist und Macht sich überall verbreitet. Diesen Leuten ist nicht zu trauen, man darf sie nicht zur Verzweiflung bringen, wenn man ihnen die Leitung von Ew. Majestät Gewissen entzieht und folglich auch den Einfluß, den sie dadurch auf

die weltlichen Angelegenheiten ausüben können, und sich so einer Gefahr aussetzen, die nicht zu berechnen ist; und er schloß mit den Worten: „Ein schlechter Streich ist bald verübt, und es fehlt nicht an Beispielen.“

Nach dem Tode des Pater la Chaise erinnerte sich der König dieser Worte, und er trug dem Herzoge von Chevreuse und Beauilliers auf, einen unter den Jesuiten auszusuchen, welcher sich am meisten dazu eigne, ihm die erledigte Beichtvaterstelle anzuvertrauen. Der Abbé Tellies, der alle Grade des Jesuitenordens durchgemacht, wurde dem Könige vorgestellt, sein Aeußeres hatte nichts Empfehlendes, es hatte etwas Abstoßendes, und in seinen Gesichtszügen lag Härte und Falschheit.

Als er dem Könige vorgestellt wurde, war nur der Leibarzt Fagon und der erste Kammerdiener Florin zugegen.

Als dem Könige der Name des neuen Beichtvaters genannt wurde, fragte ihn Ludwig: „sind Sie ein Verwandter des Herrn le Tellies?“

„Ich, Sire!“ antwortete der Befragte, sich kriechend niederbeugend: „ich ein Verwandter des Herrn le Tellies? Davon bin ich weit entfernt; ich bin nur der Sohn eines armen Bauers in der Normandie.“

Der Arzt Fagon, der diese Worte gehört, und die Miene des Sprechers beobachtet hatte, näherte sich dem Kammerdiener Florin, deutete mit einem Finger auf den Jesuiten und lispelte ihm dann zu:

„Das ist der größte Heuchler, oder ich müßte mich sehr irren.“

Durch Verschwendungen und den spanischen

Erbfolgekrieg waren die Finanzen so zerrüttet, daß man auf eine Auflage sinnen mußte. Man kam auf den Gedanken, den Zehnten einzuführen, d. h. den zehnten Theil des Einkommens. Der König trug großes Bedenken, seine Einwilligung zu geben. Der Jesuit le Tellies, nach dem am 20. Januar 1709 gestorbenen Jesuiten, Pater la Chaise, Beichtvater des Königs, bemerkte, daß dieser nachdenkend und unruhig war; er fragte ihn um die Ursache dieser Verstimmung.

„Die projectirte neue Auflage ist daran Schuld,“ antwortete der König; so nothwendig sie auch sein mag, so hege ich doch Zweifel, ob es sich rechtfertigen läßt, sie auszuführen.

„Ew. Majestät Bedenklichkeit,“ erwiderte der Jesuit: „zeigt von einem sehr zarten Gefühl, und ich muß sie billigen. Ich werde aber, um Ew. Majestät Gewissen zu beruhigen, die gelehrtesten Casuisten der Gesellschaft Jesu darüber befragen, und Ihnen das Resultat ihrer Ansicht mittheilen.“

Nach drei Tagen versicherte le Tellies dem Könige: diese Auflage sei kein Gegenstand zu irgend einer Bedenklichkeit, da er der einzige und wahre Herr aller Güter seiner Unterthanen sei.

„Ach!“ sagte der König, freier athmend; „Sie beruhigen mich sehr und von jetzt an bin ich ohne Sorgen.“

Daraus erklärt sich, daß Ludwig XIV. sagen konnte: l'etat c'est moi. \*)

\*) Dahingegen sagte Friedrich der Große: ein Fürst ist der erste Diener, die erste obrigkeitliche Person des Staats, und muß diesen von dem Gebrauche, den er an den Auflagen des Volks macht, Rechenschaft geben.

## Feuilleton.

**Der kleine Selbstmörder.** Ein Knabe von 12 bis 13 Jahren war seinem Vater, weil derselbe zu einer neuen Ehe schreiten wollte, entlaufen, und hielt sich in einer Herberge verborgen. Der Polizei gelang es, den Aufenthalt des jungen Flüchtlings zu entdecken; der Wirth und dessen Ehefrau leugnete jedoch, demselben eine Zuflucht gestattet zu haben, und widerlegten sich der Haussuchung. Plötzlich fällt ein Schuß, man folgt dem Schalle,

und findet in einer Kammer des Hauses den Knaben blutend und entseelt am Boden, augenscheinlich in Folge eines Selbstmordes. Dem Vernehmen nach hatte der Knabe bei der Flucht seinem Vater eine Summe Geldes von 70 fl. entwendet.

**Alter schützt vor Thorheit nicht.** Der Cardinal Mazarin ließ sich einige Tage vor seinem Tode seinen Backen- und Stuhbart abscheeren und seine

Wangen mit rother Schminke bestreichen, so daß er seit seiner Jugend nie so frisch ausgesehen hatte. Dann ließ er sich, obgleich die Bitterung im Anfang des März's sehr empfindlich war, in einer vorn offenen Sänfte im Garten herumtragen.

Alle die ihn sahen, erstaunten über diese Metamorphose und glaubten, er wäre wieder völlig genesen. Nur der Prinz von Condé durchschaute diese Spiegelfechtereie und ihn scharf ansehend sagte er: „als Betrüger hat er gelebt, und als Betrüger will er auch sterben.“

Nach seinem Tode erschien eine Anzahl Spottgedichte auf ihn; die meisten waren von der Art, daß sie nicht der Aufbewahrung werth waren, nur eine kurze Grabschrift verdient wohl noch Erwähnung:

Hier ruhet Julius, der Cardinal  
Bei anderen im Staube.  
Halt Rock und Mantel fest,  
Daß er sie Dir nicht raube.

— v.

**Frauenraub.** Während einer sternlosen finstern Nacht fiel in einem griechischen Grenz-Dorfe eine Rotte Türken ein, und raubte die schöne Frau eines dortigen Bewohners. Der Mann der gewaltthätig Geraubten kam einen Tag nach diesem Vorfalle von einer kleinen Reise wieder nach Hause, und war über den Verlust seiner lieben Ehehälfte untröstlich. Er betrauerte sie gleich einer Verstorbenen, schlug sich ins Gesicht, raufte sich Kopf- und Bart-Haare aus, zerriß seine Kleider, rief die Verschwundene mehrere Tage und Nächte hindurch unaufhörlich beim Namen. Nur mit Mühe konnte man die nöthigste Speise und den unentbehrlichsten Trank dem Tiefgebeugten aufbringen. In Thränen gebadet, pries er laut die Tugenden seiner verlorenen Frau in den rührendsten Ausdrücken. „Ich ertrage es nicht,“ rief er, „eine Frau wie diese zu verlieren. Sie betete wie eine Heilige, war fromm wie eine Taube, duldsam wie ein Kameel, fleißig wie eine Ameise, rein wie eine Perle, gab Almosen, beschenkte die Kirche, that nur Gutes, Gott weiß es, sie war ein Engel des Friedens und der Liebe. O Panagia, schaffe mir meine Frau wieder, oder nimm mich selbst von hinnen!“ — Die ganze Gemeinde war über diese aufrichtige, herzerreißende Klage des trefflichen Gatten betrübt, und viele unter den Dorfbewohnern, die nicht so glücklich in ihren häuslichen Verhältnissen waren, hätten gern mit ihren eigenen Frauen die so innig Betrauerte ausgelöst. — Die Verfolgung der Räuber war wegen der Nähe der Grenze fruchtlos, und jede weitere Nachforschung gleichfalls vergebens, und so mußte die Schmerzens-Linderung des bedauerungswürdigen Mannes, gleich der Tröstung aller großen Leiden, der Macht der Zeit anheim ge-

stellt werden. Um jedoch jeder stärkern Erinnerung auszuweichen, verließ der sich so unglücklich führende Mann kurz nach diesem seinem unerseßlichen Verlust das bis jetzt bewohnte Dorf, und zog mit seinem Schmerze nach Athen. — Drei Jahre waren vergangen, die Begebenheit fast vergessen, als an einem Festtage, an welchem die kleine Gemeinde jenes Dorfes auf einem freien Platze versammelt war, aller Augen sich nach den nahen Bergen richteten, von welchen mehr fliegend als laufend eine Frauengestalt mit ausgebreiteten Armen herunter, und auf die Versammlung mit ängstlicher Hast zu eilte, und endlich dort angekommen, fast athemlos zusammenstürzte. „Mein Mann! Mein Mann! Lebt er? Ist er hier?“ stöhnte sie in abgerissenen Lauten, und wurde, nachdem man sie nach und nach erkannte, von der ganzen Gemeinde jubelnd begrüßt. Sie erzählte, wie sie nach vieler Mühe durch Trug und List endlich den lästigen Bewerbungen des Paschas entsprang, der sie vor drei Jahren geraubt hatte, und nun seit sechs Tagen und Nächten auf die Flucht vorwärts geeilt sei, um wieder zu ihrem Manne und zu dem eigenen Herde zu gelangen. Die Weiber des Ortes machten nun die wiedergekehrte Frau mit dem unsäglichen, namenlosen Schmerze ihres Mannes bekannt, welchen er bei ihrem Verluste an den Tag gelegt hatte, und führten ihn laut als Muster eines treuen Gatten an, um manchem der umstehenden Männer dadurch einen Wink der Nachahmung zu geben. Sogleich wurde ein Bote nach Athen abgesendet, und ihm die größte Vorsicht bei Meldung seiner Nachricht anempfohlen, damit der schnelle Eindruck des unverhofften Glückes nicht schädlich auf den Mustermann wirke. — Mit Sehnsucht blickte nun die gute Frau von dem Tage an, als der Bote das Dorf verließ, jeden Morgen und Abend nach dem Wege gegen Athen, ob sie ihn nicht kommen sehe, den lieben, treuen Gatten, der ohne sie nicht leben zu können glaubte. Nach zehn Tagen kam endlich der Bote, jedoch ohne den Mann, aber mit einem Schreiben zurück, worin jener erklärte, er finde sich nicht geneigt, die Frau, als die seinige wieder anzuerkennen, auch fühle er sich jeder Verbindlichkeit, für ihr ferneres Unterkommen zu sorgen, enthoben, und entbinde sich mit dieser unveränderlichen Erklärung ein für allemal jeder Verpflichtung. — Die Frau sank wie vom Blitze getroffen bei dieser Nachricht in die Knie, weinte und schrie zum Erbarmen, und hatte nicht einmal die traurige Aussicht, in der Zukunft ihr trockenes Brot in Thränen einzutauchen, da sie nicht wußte, woher sie welches erhalten sollte. Zu jener Zeit, fuhr der Advocat, der diese Mittheilung machte, fort, reiste ich zufällig durch jenes Dorf, hörte diese Geschichte, nahm mich der armen Verlassenen an, und versprach, ihre Sache bei den Gerichten in Athen, wohin ich ihren Mann

vorladen lassen werde, mit Eifer zu verfechten. Es war einer meiner ersten Prozesse, und es lag mir daran, ihn zum Besten der Frau und meines eigenen Renommées zu gewinnen. Ich leitete die Anklage gehörig ein, betrieb den ganzen Vorfall ordnungsmäßig, hatte jedoch den Verdruß, zu erleben, daß der Mann vor den Assisen von jeder Verbindlichkeit völlig frei gesprochen wurde, so lange dessen Frau nicht beweisen könne, daß sie, während des Aufenthaltes in türkischer Gefangenschaft, ihrem Manne treu geblieben sei. — Mißmuthig über diesen für mich so unangenehmen, und für die arme Frau so unglücklichen Ausgang des sonderbaren Prozesses, war ich eben beschäftigt, das End-Urtheil der Assisen der bedaurungswürdigen Clientin zuzusenden, als mein Diener einen Mann meldete, der mich augenblicklich dringend zu sprechen verlange. Ich ließ ihn vor, und erlangte durch dessen Mittheilung, was ich nicht mehr zu hoffen wagte, das Gewinnen des Prozesses. Seine Aussage lautete nämlich: „ich wohnte heute den Assisen bei, und finde keine Ruhe mehr, bis ich mich von meinen Gewissensbissen durch aufrichtiges Bekenntniß befreie, um den Wurm, der heute mehr wie je in mir nagt, zu tödten. Ich war vor drei Jahren Diener im Hause jenes Mannes, dessen Frau nächtlicher Weise geraubt wurde. Durch meine Hand erhielt der türkische Frauenräuber 1000 Piafter für die zu erweisende Gefälligkeit, das arme Weib zu stehlen; das Geld hierzu gab mir ihr eigener Mann, der auf eine gute und unverdächtige Art seine Frau los sein wollte. Seine Trauer und sein Kummer waren Heuchelei, seine damalige Abwesenheit von Hause beabsichtigt, und die Ursache jener That bemäntelte er als echter Hellene mit der Liebe zur Freiheit.“ Der ehemalige Diener bestätigte des andern Tages seine Aussage, dem Manne gegenüber gestellt vor Gericht, und der Verbrecher, wurde verdammt — wieder mit seiner Frau zu leben.

**Verlorene Wette.** Voiture fuhr eines Tages mit dem Marquis von Pisané und Herrn Arnold spazieren, und die Rede kam darauf, daß man, wenn man in der Welt viel gelebt und beobachtet, schon an der Kleidung und Haltung den Stand der Leute errathen könnte. Eben fuhr ein Mann im schwarzen Seidenzeug mit grauen Strümpfen vorüber: „ich will wetten!“ rief Voiture aus; das ist ein Hofrath. Wir nehmen die Wette an, antwortete der Marquis von Pisané und Arnold, aber unter der Bedingung, daß Sie jetzt gleich zu dem Unbekannten gehen und ihn fragen müssen, wer er ist. „Gut!“ erwiederte Voiture und rief dem Kutscher

des Vorüberfahrenden zu: „halt! halt!“ Dieser hielt an und Voiture trat an den Kutschenschlag und den Kopf verneigend, redete er ihn mit den Worten an: verzeihen Sie, mein Herr! ich habe gewettet, daß Sie ein Hofrath sind, und ich möchte gern wissen, ob ich mich geirrt habe?“ „Mein Herr!“ antwortete der Unbekannte kalt: „wetten Sie lieber, daß Sie ein Narr sind, und Sie sind gewiß, nie zu verlieren.“ Dann rief er dem Kutscher zu: fahre weiter! Voiture kehrte verschämt zu seinen Freunden zurück. Nun! riefen diese, hast Du errathet, wer er ist? „Das weiß ich nicht,“ antwortete Voiture: „aber so viel weiß ich, er hat errathen, wer ich bin.“

J. F.

**Scherz und Thorheit.** Ein junger Marquis, Mitglied eines, durch den Glanz seiner Feste berühmten Vereins, verlor unlängst in zwei Spielen an einen Engländer den Betrag von 200,000 Franken auf sein Ehrenwort. Der von seinem Gewinne betroffene Gentleman zog im Stillen Erkundigungen ein, und erfuhr, daß der Gegner vollkommen außer Stande sei, diese Summe zu bezahlen. Er stattete ihm demnach einen Besuch ab. Herr Marquis, sprach er zu demselben, in Ihrer Lage, und in der Meinigen kann eine solche Parthie nur ein Scherz und eine Thorheit sein. Keiner von uns Beiden konnte eine solche Summe wagen. Ich hatte unrecht, das zu gewinnen, was ich nicht verlieren konnte, und das ist Thorheit; Sie hatten unrecht, das zu verlieren, was Sie nicht gewinnen konnten, und das ist der Scherz! — Es war unmöglich, ein in so zarter Weise angetragenes Geschenk nicht anzunehmen; man veranstaltete ein kleines Dejeuner in dem berühmten Rocher de Cancale, und ging in freundschaftlicher Gesinnung auseinander.

**Bautru** war den ganzen Tag immer umher gefahren, und beim Heimkehren fand er einen Cavalier bei sich, der lange auf ihn gewartet hatte. Dieser entledigte sich seines Auftrages an ihn, und wollte sich nun beurlauben; da er sehr entfernt wohnte, so bot Bautru ihm seinen Wagen an, um ihn nach Hause fahren zu lassen. Der Cavalier lehnte die Höflichkeit ab, und sagte: es wäre grausam, wenn die armen Pferde, die schon an sechs oder sieben Stunden vor dem Wagen gespannt gewesen, matt, hungrig und durstig noch einen Weg machen sollten. „Ei, zum Henker!“ rief Bautru aus: „wenn Gott meine Pferde nur zum Faulenzen, Fressen und Saufen, erschaffen hätte, so würde er sie zu Priestern in einer Kapelle gemacht haben.“

J. F.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.